

RUTH RENDELL  
Des Finders Lohn

## *Buch*

Eugene Wren ist ein wohlhabender Kunsthändler mit einer Galerie nahe der Londoner Portobello Road. Er ist verlobt mit der Ärztin Ella, hat jedoch Geheimnisse vor ihr; vor allem seine Sucht nach zuckerfreien Bonbons, die ihm schrecklich peinlich ist, will er um jeden Preis vor ihr verbergen. Als Eugene eines Morgens auf der Portobello Road über einen Umschlag mit Geld stolpert, beschließt er, sich selbst auf die Suche nach dem Eigentümer zu machen und hängt in der Straße einen Zettel auf: »Gefunden: eine Geldsumme zwischen achtzig und hundertsechzig Pfund in Chepstow Villas. Telefonnummer des ehrlichen Finders ...« Daraufhin treten zwei Männer in sein Leben: Lance, ein Kleinkrimineller mit finanziellen Problemen, den Eugene sofort als Betrüger entlarvt; und Joel, ein einsamer, von seiner Vergangenheit traumatisierter Mann, der nach einem Überfall auf der Straße einen Herzinfarkt erlitt und dabei das Geld verlor. Joel ist seit seinem Nahtoderlebnis davon überzeugt, dass ein Engel mit ihm sprechen will und sitzt fast jede Stunde des Tages und der Nacht in seinem abgedunkelten Apartment. Eugene kann nicht ahnen, dass die Begegnung mit diesen so unterschiedlichen Männern sein Leben völlig verändern wird ...

»Ein Roman, der vor psychologischer Hochspannung bebt ... Rendells Schreibstil ist so prägnant und eindringlich wie immer.« *Daily*

*Mirror*

## *Autorin*

Ruth Rendell wurde 1930 in South Woodford/London geboren. Zunächst arbeitete sie als Journalistin, bevor sie sich ganz dem Schreiben von Romanen widmete. Dreimal bereits erhielt sie den Edgar-Allan-Poe-Preis und zweimal den Golden Dagger Award. 1997 wurde sie mit dem Grand Master Award der Crime Writer's Association of America, dem renommiertesten Krimipreis, ausgezeichnet und darüber hinaus von Königin Elizabeth II. in den Adelsstand erhoben. Ruth Rendell, die auch unter dem Pseudonym Barbara Vine bekannt ist, lebt in London.

Ruth Rendell

# Des Finders Lohn

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Eva L. Wahser

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel  
*Portobello* bei Hutchinson, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2014  
bei Blanvalet, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der Originalausgabe by  
Kingsmarkham Enterprises Ltd. 2008  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013  
by Blanvalet Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: [www.bucrosued.de](http://www.bucrosued.de)  
Umschlagmotiv: Getty Images/Pete Turner  
AF · Herstellung: sam  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-37981-1

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Doreen und Les Massey,  
in Liebe*



Die Portobello Road wurde nach einem historischen Ereignis benannt. Vor langer Zeit stand ein Kapitän zur See – er hieß Robert Jenkins – vor einer Kammer des Unterhauses und hielt sein amputiertes Ohr in die Höhe. Laut seiner Aussage hatte eine spanische Küstenwache vor den Karibischen Inseln sein Schiff geentert, ihm ein Ohr abgeschnitten, den Nachen geplündert und die Mannschaft anschließend ihrem Schicksal überlassen. Schon seit längerer Zeit hatten die Spanier mit diversen Schandtaten für Unruhe in der Öffentlichkeit gesorgt. Jetzt brachte der Fall Jenkins bei jenen Strömungen im Parlament, die gegen die Regierung Walpole opponierten, das Fass zum Überlaufen. Man forderte einen britischen Rachefeldzug. Und so begann der Krieg um Jenkins' Ohr.

Im nächsten Jahr – 1739 – eroberte Admiral Vernon die karibische Stadt Puerto Bello. Es war einer jener Siege, die bei englischen Patrioten hoch im Kurs stehen, obwohl viele den wahren Hintergrund kaum kennen. Wie ein Dichter einmal über einen anderen Krieg und eine andere Schlacht schrieb: »Das vermag ich nicht zu sagen, meinte er, auch wenn's ein ganz famoser Sieg gewesen.« Vernons Triumph beförderte Puerto Bello auf die Weltkarte und verewigte es durch zahlreiche Namensgebungen. Zu jener Zeit waren Notting Hill und Kensal offenes Weideland für Schafe und Rinder, und ein Gutsherr nannte seinen Besitz Portobello Farm. Im Laufe der Zeit wurde aus der dorthin führenden Landstraße die Portobello Road. Wäre es nach

Jenkins' Ohr gegangen, hätte sie einen anderen Namen bekommen.

Früher gab es in dieser Gegend sehr, sehr viele Straßenmärkte: in der Kenley Street, in der Sirdar Road, in der Norland Road, in der Crescent Street und in der Golborne Road. Zuletzt blieb nur noch der Portobello Markt übrig, der seit 1927 täglich von acht Uhr früh bis acht Uhr abends abgehalten wurde, am Samstag bis neun Uhr. Heutzutage hat er sogar sonntags geöffnet, wenn auch in deutlich kleinerem Umfang. Die unendlich lange Portobello Road windet sich wie ein Tausendfüßler von Süd nach Nord, von der Pembridge Road nach Kensal Town. Ihre Seitenstraßen gleichen unzähligen Beinchen, die fast bis an die Bahnstrecke der Great Western und an den Grand Union Kanal reichen. Die Portobello und ihre Seitenstraßen sind eine einzige Kette von Läden. Sogar mitten auf der Fahrbahn stehen fast überall Buden und Stände. Trotz vieler Kreuzungen und einiger weniger Autos, die geduldig im Schrittempo zwischen den Menschentrauben vorwärtskriechen, gilt sie kaum als Durchgangsstraße. Die Portobello hat einen ausgeprägten Charakter. Hier pulsiert ein bunt schillerndes Leben. Diese laute, mit fast schon kunstvollen Graffitis verzierte Straße ist bizarr und hinreißend und strahlt unterschwellig eine leichte Härte aus, einen Hauch von Gefahr, der ihr einen gewissen Kick verleiht. Die Portobello wiegt einen nicht in Sicherheit wie viele andere Vorstadtstraßen und unterscheidet sich grundlegend von jeder normalen Einkaufsstraße. Bei ihren Fans und bei allen, die sie nur vom Hörensagen kennen, gilt sie als der schönste Straßenmarkt der Welt.

Hier wird alles gekauft und verkauft: Möbel, Antiquitäten, Klamotten, Bettzeug, Haushaltswaren, Tonträger. Und man kann essen, essen und noch mal essen. Obst und Ge-



müse, Fisch und Fleisch, Käse und Schokolade. In den Buden werden Schmuck, Hüte und Masken, Drucke, alte und neue Postkarten, Tücher und Schals, echte und künstliche Blumen, echte und falsche Pelze, Lampen und Musikinstrumente feilgeboten. Hier kannst du eine Harfe kaufen oder einen Vogelkäfig, dort einen ausgestopften Bären oder ein Hochzeitskleid oder die neuesten Bestseller. Wer hier mittags etwas essen möchte, hat die Auswahl zwischen Paella und heißen, frisch gebackenen Pfannkuchen. Lebende Tiere oder Vögel sucht man hier allerdings vergebens.

Der Oxfam-Laden verkauft billig bestens erhaltene Bücher. Ein kleines Stück weiter die Straße hinauf offeriert ein Laden mit spanischen Spezialitäten neben seinen Lebensmitteln kurioserweise auch hübsche Tontöpfe, Schalen und Teller. In den meisten Seitenstraßen des Tausendfüßlers gibt es einen kleinen Supermarkt, und das Portobello Green zielt ein Grünmarkt, dessen spitzes Zeltdach an das Opernhaus von Sydney erinnert, dessen Angebot sich aber an Normalverbraucher richtet. Die Häuser in der Tavistock Road sind bunt bemalt, rot, grün, gelb und grau.

Kaum betritt man von der Pembridge Road, dem Westbourne Grove oder von der Chepstow Villas aus den Markt, hält man aufgeregt die Luft an und bekommt leises Herzklopfen. Wer einmal hier war, muss immer wieder hin. Samstags flanieren Tausende Besucher auf und ab. Die Straße hat sie gepackt, wie es sonst nur ein besonders schönes Ausflugsziel vermag, das uns immer wieder anzieht. Sie umgarnt uns buchstäblich und muss nur kurz am Faden ziehen, und – schwupp – sind wir wieder da.

Ziemlich weit oben in der Portobello Road führt heutzutage eine schicke Einkaufspassage den Besucher in den

rückwärtigen Bereich der Straße. Hier findet man ein Geschäft für Kindermode – für die reichen Kids, die auf exklusive Privatschulen gehen –, ein anderes verkauft rosa, grüne und braune Seifen, alle handgemacht und intensiv duftend, und in einem dritten Laden kann man Pullis und T-Shirts aus edlem Kaschmir erwerben. Und dann gibt es noch ein sogenanntes Studio, das kleine Aquarelle und noch kleinere Marmorobelisken anbietet. Genau hier befand sich, lange vor dem Bau der Passage, Arnold Wrens Gemäldegalerie, die er selbst nie so nannte. Er bevorzugte die schlichtere Bezeichnung »Bilderhandlung«.

Draußen auf dem Bürgersteig drängen sich die Marktstände, hier oben hauptsächlich für Obst und Gemüse. Als Eugene, Arnolds Sohn, ein kleiner Junge war, hatte es hier nur Sorten gegeben, die man schon seit Generationen auf englischen Märkten feilbot. Seine Großmutter konnte sich noch erinnern, wann die erste Tomate aufgetaucht war, und er, der inzwischen die fünfzig überschritten hatte, erlebte, wie im Stand des alten Mr. Gibson die erste Avocado lag. Diese Frucht war nicht nach dem Geschmack seiner Mutter gewesen. Genauso gut könne sie grüne Seife essen, hatte sie gemeint.

Arnold verkaufte Gemälde, Grafiken und kleine Skulpturen. In den hinteren Räumen seines Ladens belegten ganze Bilderstapel fast jeden freien Platz. Arnold verdiente genug, um mit seiner Frau und dem einzigen Sohn in seinem nicht sonderlich attraktiven, aber ziemlich komfortablen Haus in der Chesterton Road gut leben zu können. Als der Junge ein Teenager war, unternahm sein Vater eines schönen Tages mit der ganzen Familie eine Reise nach Wien, wo er in einer Ausstellung Bilder des Schweizer Symbolisten Arnold Böcklin sah, Leihgaben aus verschiedenen euro-

päischen Gemäldegalerien. Dank der Vornamensgleichheit blieb Arnold nicht nur Böcklins Name im Gedächtnis haften, sondern auch dessen Bilder, die ihn bis in seine Träume verfolgten. Noch nach geraumer Zeit hätte er einige Böcklin-Gemälde auswendig bis ins kleinste Detail beschreiben können: »Die Toteninsel«, das gruselige Selbstporträt mit der Hand des Totenskeletts auf Böcklins Schulter, den »Kentaurenkampf«.

Woher der Großteil der Bilder in den hinteren Ladenräumen stammte, hatte Arnold vergessen. Einige waren Erbstücke aus der Hinterlassenschaft seines Vaters, andere hatten ihm Leute, die ihre Speicher ausräumten, für wenig Geld zum Kauf angeboten. Im alten Notting Hill hatte es Tausende Speicher gegeben. Als er eines Tages in seinen Beständen herumwühlte und sich fragte, ob es das eine oder andere Bild überhaupt wert sei, aufgehoben zu werden, stieß er auf ein Gemälde, das ihn an Wien erinnerte, auch wenn es keine Ähnlichkeit mit der »Toteninsel« oder dem »Kentaur in der Dorfschmiede« hatte. Trotzdem hatte es etwas von Böcklin an sich, das ihn stutzig machte.

Auf dem Gemälde schwamm eine Meerjungfrau mit ängstlicher Miene verzweifelt in einer enghalsigen Glasvase herum. Vielleicht wollte sie dem Wasser und der Vase entfliehen? Bis auf ihren rosigen Körper und die langen Goldhaare war das Ganze in blaugrünen Tönen gehalten. Arnold Wren nannte es »Undine im Goldfischglas« und zeigte es einem Experten, ohne ihm seine Vermutung zu erzählen. Der Experte meinte: »Nun ja, Mr. Wren, ich bin mir zu neunundneunzig Prozent sicher, dass es sich um ein Bild von Arnold Böcklin handelt.«

Als ehrlicher Mensch erklärte Arnold dem potenziellen Käufer des Bildes: »Ich bin mir zu neunundneunzig Pro-

zent sicher, dass es sich um einen Böcklin handelt.« Der reiche und arrogante Morris Stemmer hielt sich dagegen selbst für einen Experten und war zu hundert Prozent davon überzeugt. Er bezahlte Arnold eine Summe, die dieser in seinen kühnsten Träumen nicht erwartet hätte. Damit konnte sich Arnold ein Haus in der Chepstow Villas samt Jaguar kaufen und ausgedehntere Urlaubsreisen unternehmen als nur bis Wien. Seine Geschichte war eine jener typischen Portobello-Karrieren, ganz anders als die des alten Mr. Gibson. Jedenfalls dem Anschein nach.

Eugene Wren verlagerte das Geschäft nach dem Tod seines Vaters in ein Gebäude an der exklusiven Kensington Church Street und sprach immer von »der Galerie«, über deren Eingang in goldenen Lettern auf dunkelgrünem Grund »Kunstgalerie Eugene Wren« prangte. Und Eugene verdiente Geld, viel Geld. Er hatte Glück und ein Gespür sowohl für neue junge Talente als auch für Wiederentdeckungen von Künstlern aus früherer Zeit, die Trends gesetzt hatten.

Der Markthändler Albert Gibson heiratete in eine Familie von Dieben ein, ohne selbst einer zu sein. *Sein* einziger Sohn Gilbert war so oft ins Gefängnis gewandert und wieder entlassen worden, dass Gilberts Frau Ivy das Zählen aufgegeben hatte. Deshalb hätten sie keine Kinder, erklärte sie ihrer Verwandtschaft. Dafür sei Gib einfach nie lange genug daheim gewesen. Sie wohnte in der Blagrove Road, die man durch den Bau der Westautobahn zweigeteilt hatte. Seither war die Nummer zwei in der Blagrove Villas ein frei stehendes Haus, das durch den Minimarkt in der Aclam Road von der Hochautobahn und der Bahntrasse getrennt war. Die Portobello Road lag nur einen Steinwurf weit entfernt, jedenfalls für einen zielsicheren und kräftigen Athleten.

Joel Rosemans Spaziergänge kannten weder Zweck noch Ziel. Niemals. Joel wollte nirgendwohin. Meistens drehte er nur eine größere Runde, beginnend mit dem Häuserblock am östlichen Ende von Notting Hill Gate, wo seine Wohnung lag. Bei seinem ersten Versuch hatte er sich bereits am späten Nachmittag ins Freie gewagt, aber im März war es um diese Zeit noch hell. Das nächste Mal ging er nach Einbruch der Dunkelheit hinaus, und das war besser. Manchmal lief er im Uhrzeigersinn nach Bayswater hinein, die Bayswater Road hinunter und wieder nach Hause, manchmal führte ihn eine Schleife genau andersherum, den Campden Hill hinauf und wieder zurück zur High Street. Meistens wanderte er jedoch ziellos herum.

Schon seit langer Zeit empfand er ein Leben im Dunkeln als angenehmer; deshalb hatte er auch große Angst vor dem Sommer, wenn es erst nach zweiundzwanzig Uhr dunkel werden würde. Aber jetzt war es April und obendrein ungewöhnlich warm. Am frühen Abend war es zwar noch hell, aber gegen neunzehn Uhr setzte die Dämmerung ein. Joel trug eine spezielle Sonnenbrille mit extradunklen Gläsern. Daheim lagen mehrere weitere Sonnenbrillen, aber keine hatte so rauchschwarze Gläser wie diese.

Erst gestern war Papas finanzielle Unterstützung, die regelmäßig zum Zehnten jedes Monats auf sein Konto kam, eingegangen. Unentwegt grübelte Joel über Papa nach. Was trieb ihn bloß an? Warum war er so grausam? Wie konnte ein Mensch, dessen Kind ertrunken war, in seinem Haus

gerade dieses Bild aufhängen? Joel wurde aus seinen Gedanken gerissen, als er am unteren Ende der Pembridge Road in einer Bankfassade einen Geldautomaten entdeckte. Während er hundertvierzig Pfund abhob, musste er die Sonnenbrille vorübergehend abnehmen. Der Betrag wurde in Banknoten zu zwanzig, zehn und fünf Pfund ausbezahlt. Nach einem vorsichtigen Blick über die Schulter, wie man das nach Empfehlung der Bank tun sollte, steckte er fünfundzwanzig Pfund in seine Jeanstasche und den Rest in einen Umschlag, der in die Brusttasche seiner Regenjacke wanderte. Nichts deutete auf Regen hin, aber Joel besaß nur wenige Kleidungsstücke, und diese Jacke hatte eben zufällig an den Garderobenhaken hinter seiner Wohnungstür gehangen – im Dunkeln.

Joel wollte zum ersten Mal die Portobello Road hinaufgehen, deshalb diese Vorsichtsmaßnahmen mit seinem Geld. Er setzte wieder seine Sonnenbrille auf, und die Welt wurde dunkel und ziemlich verschwommen. Seine Mutter hatte als junge Frau in Notting Hill gewohnt und ihm einen Rat der Polizei weitererzählt – im Gegensatz zu Papa redete sie immer noch mit ihm. Wem bei einem Einbruch das Tafelsilber geklaut würde, der solle in den Ständen der Portobello Road danach suchen. Dort würde man es wahrscheinlich finden und kaufen können. Diese Bemerkung hatte in Joel den Eindruck erweckt, der Straßenmarkt wäre ein gefährliches Pflaster, wo man vorsichtig sein müsse, aber jetzt, abends um halb acht, würden die Marktleute wohl allmählich einpacken. Hatte er gedacht. Zu seiner Überraschung war aber das Gegenteil der Fall. Die von Farben, Stimmen und Musik vibrierende Straße, in der sich die Menschen nur so drängten, war taghell erleuchtet, und es wurde immer noch lebhaft eingekauft. Das erlöschende Ta-

geslicht hatte man durch grelle künstliche Beleuchtung wettgemacht. Keiner dachte je daran, was das für Leute wie ihn bedeutete. Er blinzelte hinter seinen Brillengläsern. Sein Vater pflegte ihn, wie seine Mutter ihm einmal berichtet hatte, als Maulwurf und manchmal als Regenwurm zu bezeichnen.

Niemand nahm auch nur die geringste Notiz von ihm. Joel lief auf der Westseite hinauf, vorbei an Handarbeitsläden, Geschäften für Heimtextilien, Postershops und Porzellanläden. Eigentlich hatte er nur Marktstände erwartet und war umso überraschter, dass es überhaupt Geschäfte gab. Und zwar im Überfluss! Läden auf der linken Seite, rechts Marktstände und dazwischen Menschen, Hunderte von Menschen, die zwischen den Buden und sogar auf der Fahrbahn flanierten. Alle machten einen geschäftig-glücklichen Eindruck. Für Glücksgefühle hatte Joel eine Antenne. Darin war er Experte, was vielleicht daran lag, dass kein Mensch aus seiner persönlichen Umgebung welche hatte. Auf der anderen Straßenseite drängte die Menge heimwärts und steuerte in südlicher Richtung U-Bahn-Stationen und Bushaltestellen an. Auch diese Menschen wirkten glücklich, und jeder, der Tüten und Päckchen trug, strahlte zufrieden oder sogar begeistert. Joel ging weiter, ohne zwischendurch stehen zu bleiben. Ein Einkauf wäre ihm gar nicht in den Sinn gekommen. Bis auf Lebensmittel hatte er keine Bedürfnisse, und nicht einmal davon brauchte er viel. Die Spezialsonnenbrille war sein letzter Kauf gewesen, und selbst die besaß er schon zwei Jahre.

Nachdem er zwanzig Minuten ziemlich flott gelaufen war, kam er zum »Earl of Lonsdale«. Dieses Pub hatte Mama erwähnt. Er ging über die Straße und bog in den Westbourne Grove ein. Niemand hatte ihm auf dem Stra-

ßenmarkt scheele Blicke zugeworfen, und allmählich kamen ihm die Berichte über diesen Ort übertrieben vor. Trotzdem fand er sich mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung zwischen den vornehmen Boutiquen wieder, die in dieser Ecke von Notting Hill rasch eleganten Häusern Platz machten. Inzwischen fühlte er sich ein wenig müde. Nun ja, angeblich hatte er ein Herzproblem: Trotz seiner jungen Jahre war er mit einem kranken Herzen gestraft.

Es war sehr still. Das Leben der Armen findet zwischen Geplärr, Klappern, Krach, ohrenbetäubender Musik, Hundegebell und Kindergeschrei statt, während es in den Wohngebenden der Reichen immer leise ist. Hohe Bäume mit jungen Blattknospen säumen ihre Straßen, und in ihren Gärten blühen das ganze Jahr die passenden Blumen. Die Stille, aber auch nur diese, erinnerte Joel an den Vorort Hampstead Garden, wo Papa und Mama inmitten gepflegter Grundstücke ein großes Haus mit Walmdach besaßen. Obwohl dieses Viertel damit nicht viel Ähnlichkeit hatte, war es hier genauso friedlich und still und gleichzeitig irgendwie ungemütlich, ja beinahe unheimlich.

Niemand war zu sehen. Nur an der gegenüberliegenden Straßenecke lungerten zwei Männer herum, fast noch Jugendliche. Beide hatten die Kapuzen ihrer Jacken oder Mäntel tief über die Augen gezogen. Kapuzenträger führten nichts Gutes im Schilde, das hatte Joel aus seiner gelegentlichen Zeitungslektüre gelernt. Sie musterten ihn und umgekehrt, und er redete sich ein, sie würden ihm nichts tun, weil sie sehen konnten, dass er jung und groß war, und weil sie nicht wussten, dass er die Taschen voll Geld hatte. Mit seinen alten Klamotten, der zerschlissenen Jeans und einer Jacke, deren einer Ärmel ein Loch und deren anderer Ärmel Flecken hatte, machte er einen armseligen Eindruck.



Irgendwo hatte er einmal die Geschichte über die Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich gelesen. Sie hatte damals ein Boot bestiegen, das sie über den Genfer See bringen sollte. Dabei hatte sie jemand angerempelt, was sie lediglich als leichten Schlag gegen die Brust empfunden hatte. Erst einige Minuten später wurde ihr in ihrer Luxuskabine klar, dass man ihr mit einem Messer eine tödliche Wunde zugefügt hatte. Später würde Joel sich entsinnen, dass ihm an der Ecke Pembridge Crescent und Chepstow Road genau das Gleiche passiert war. Er hatte einen Stoß erhalten, nicht in die Brust, sondern gegen die linke Schulter, und zwar von hinten. Er spürte, wie der Schmerz mit Eisenkrallen in seinen linken Oberarm fuhr.

Vielleicht stieß er einen lauten Schrei aus; er sollte es nie erfahren. Er fiel, sackte zusammen oder stürzte zu Boden, doch dabei musste er sich irgendwie nach hinten gelehnt haben, denn er knallte mit dem Kopf gegen einen Klingelknopf in einer der stuckverzierten Ziegelsäulen des Eckhauses. Hatte ihn jemand überfallen? Genau wie bei Kaiserin Elisabeth? Er vergaß, dass er ein krankes Herz hatte, so wie er alles vergaß, als er das Bewusstsein verlor.

Die beiden jugendlichen Kapuzenträger liefen über die Straße und starrten ängstlich den schäbigen Langhaarigen an, der der Länge nach auf dem Pflaster lag. Sie hielten ihn für tot. Hinter den Säulen öffnete sich die Haustür. Sie rannten los.

Wenn Joel nach vorn gefallen wäre, erklärte ihm später seine Mutter, hätte nichts und niemand auf die Glocke gedrückt. Dann wäre er gestorben. Dass sein Vater gemeint hatte, es wäre nicht schade gewesen, sagte sie ihm nicht, beziehungsweise erst viel später, als sie wütend auf Papa war. So aber waren die Hausbewohner herausgekommen,

um nachzuschauen, warum es bei ihnen unaufhörlich klingelte. Sie fanden Joel zusammengesunken am Fuß der Säule und riefen einen Krankenwagen.

Eugene Wren – gerade mal fünfzig, Single, aber nicht ohne Beziehung – war ein groß gewachsener, gut aussehender Mann, der ohne seine weißen Haare deutlich jünger gewirkt hätte, mochten sie auch noch so dicht und glänzend sein. Und eben das machte ihm zu schaffen, auch wenn er sich größte Mühe gab, sich nichts anmerken zu lassen. Er tat ja auch so, als wäre ihm sein Äußeres unwichtig, obwohl er sich bewusst sorgfältig kleidete. Nur seine Freundin wusste, dass er nicht mehr hundertprozentig sehen konnte und Kontaktlinsen trug.

Eugene war ein Geheimniskrämer. Warum? Wer weiß schon, warum wir so sind, wie wir sind? Nur die Psychiater. In unzähligen Publikationen hat man Kindheitsereignisse als Wurzeln unserer Schwächen und Macken, unserer Fantasien, kriminellen Neigungen und sexuellen Vorlieben, unserer Hemmungen und anderer Eigenarten diagnostiziert. Eugene hatte eine ganze Menge dieser Bücher gelesen und war diesbezüglich doch nicht schlauer geworden. Ja, wenn es so gewesen wäre, dass er als Kind Prügel bezogen hätte, dann hätte er seine Geheimniskrämerei verstanden, aber seine Eltern waren immer nur liebevoll, unkompliziert und nett gewesen und hatten ihn sogar zur Offenheit ermutigt. Ohne Erfolg. Er hielt an seinen Geheimnissen fest. Sein Inneres glich seinem Haus in der Chepstow Villas mit den vielen Geheimfächern und den verschlossenen Schatullen.

Und das war eines seiner Geheimnisse: Eugene war ein

Suchttyp. Früher hatte er heftig getrunken und war vom Alkohol nie ganz losgekommen, auch wenn er durch schier übermenschliche Anstrengung seinen täglichen Konsum auf ein paar Gläser Wein und damit auf ein vernünftiges Maß reduziert hatte. Da dies vor seiner Zeit mit Ella geschehen war, konnte er seinen Alkoholismus vor ihr geheim halten. Die langjährige Beziehung zu seiner ehemaligen Freundin war in die Brüche gegangen, weil sie in einem Schrank, den er vermeintlich abgesperrt hatte, eine versteckte Wodkaflasche entdeckt hatte. Dass er rauchte, ließ sich beim besten Willen nicht verbergen. Aber auch dagegen hatte er, letztlich erfolgreich, angekämpft. Nach mehreren Versuchen hatte er beim letzten Mal mit Hilfe von Nikotinplastern und Hypnose endlich Erfolg gehabt. Eugene hatte entsetzlich gelitten, als er Ella seine Schwäche eingestand, denn für ihn wog bereits das Beichten schwer.

»Wer mit einer Ärztin zusammen ist, kann nicht einfach weiterräumen«, hatte er mit einem nonchalanten Lächeln zu ihr gesagt.

Einige Zeit lebte er ohne jede Sucht. Allerdings nicht lange.

Er hatte Angst, dicker zu werden, doch darüber sprach er nicht mit Ella, und als er anfang zuzunehmen, tat er alles, um es vor ihr zu verbergen. Eugenes Problem war: Er liebte Zwischenmahlzeiten. Früher hätte er sich stattdessen eine Zigarette angesteckt. Er sprach von kleinen Snacks, während Ella seine Angewohnheit als Nascherei bezeichnete. Um dagegen anzukämpfen, versuchte er Pfefferminzbonbons zu essen. Dummerweise konnte er Minzgeschmack aber nicht sonderlich leiden, und außerdem enthielten Pfefferminzbonbons Zucker. In Anbetracht seines Kreuzzugs

gegen das Kaugummikauen – vor allem gegen jene Typen, die ihre Batzen auf den Gehsteig spuckten – hätte er selbst kaum damit anfangen können. Na ja, gekonnt hätte er schon, aber er hätte es heimlich tun müssen, und das wäre dann noch ein Geheimnis gewesen. Er wollte Ella auf keinen Fall etwas vormachen. Mit Sicherheit würde er ihr bald einen Heiratsantrag machen, und dann würden sie glücklich bis an ihr seliges Ende leben. Und genau das war sein sehnlichster Wunsch, den er durchaus für erfüllbar hielt. Doch dann hatte Eugene einen Traum, den Traum vom fetten Bräutigam, wie er ihn für sich selbst nannte. Er stand im Cut mit Ella vor dem Traualtar, doch als er nach unten schaute, um den Ring aus der Tasche zu ziehen, sah er nur seinen riesigen dicken Bauch. Selbstverständlich erwähnte er Ella gegenüber kein Wort davon und tat so, als wären ihm Gewicht oder Bauchumfang herzlich egal.

Jetzt, am Samstagvormittag, befand er sich auf Einkaufstour. Vor ihm lag ein langer Fußmarsch, der stellenweise vielleicht sogar in eine Taxifahrt ausufern würde. Das von ihm Gesuchte war nicht einmal in jenen Läden ohne Weiteres vorrätig, die seiner Meinung nach so etwas gefälligst zu verkaufen hatten. Gelegentlich artete das Ganze in eine anstrengende Suche aus. Obwohl diese Situation maximal seit sechs Wochen andauerte, hatte er manchmal Mühe, sich zu erinnern, wie er seine Zeit vor jenem Tag zugebracht hatte, an dem er zum ersten Mal die Apotheke oben an der Portobello Road betreten hatte.

Aber schließlich war Frühling, das Wetter war schön, und seine Waage hatte ihm soeben mitgeteilt, dass er zwei Pfund abgenommen hatte. Denk an die positiven Dinge, sagte er sich vor, denk einfach daran, wie harmlos dieses Genussmittel ist. Doch dann fiel sein Blick auf den Geh-

steig und – auf jede Menge Abfall. Zermatschte Reste von Fischstäbchen und Pommes, Bruchstücke eines grellblauen Styroporbehälters, eine leere Dose Red Bull und die Überbleibsel einer Fleischpastete. Obwohl es Eugene vor diesem Müll grauste, machte er sich daran, ihn zu beseitigen. Er zog die Plastiktüte, die er auf einer Einkaufstour stets bei sich trug – schließlich ging es um die Rettung des Planeten –, aus der Tasche, wickelte sich ein Papiertaschentuch um die Hand und verfrachtete mit spitzen Fingern die Essensreste eines unbekanntem Proleten in die Tüte. Darunter, oder besser gesagt, dahinter lehnte vor einer Gartenmauer samt Säule und Hecke ein dicker offener Briefumschlag. Eugene hob ihn auf und entdeckte darin mehrere Geldscheine, fünf oder sechs Zwanzigpfundnoten, einen Zehner und einen Fünfer.

Ohne die Scheine zu zählen, steckte er den Umschlag ein. Erst danach ließ er die Plastiktüte in den nächstbesten Abfalleimer fallen. Weiter vorn sah er ganze Menschengruppen, hauptsächlich junge Leute, die den Straßenmarkt auf der Portobello ansteuerten. Jeden Samstag dasselbe Lied. Unter lautstarkem Geplapper und Gelächter quollen sie aus den Bussen und dem U-Bahnhof Notting Hill heraus und kannten nur ein Ziel: die allwöchentliche Schnäppchenjagd unter Gleichgesinnten.

Um diesen Massen zu entgehen, bog Eugene bei der ersten besten Gelegenheit nach links ab. Nein, er hatte nichts gegen die Portobello Road, ihm war sie lediglich am Sonntag lieber, wenn sie halb leer war, wenn man die Häuser sehen und ihren Charme genießen konnte. Unter der Woche kam er inzwischen nur noch aus einem einzigen Grund hierher. Letzten Dienstag war er in der Apotheke droben an der Golborne Road gewesen. Heute musste er einem der an-

deren ausgewählten Läden, in denen er Stammkunde war, einen Besuch abstatten.

Was würden die Käufer, die dem Markt zustrebten und ihn dabei im Weitergehen flüchtig ins Blickfeld bekamen, wohl von ihm denken? Wenn sie sich überhaupt Gedanken machten. Wonach suchte dieser Mann? Was wollte er kaufen? Vermutlich würde man einem Mann mit Neigung zu Suchtmitteln höchstens Alkohol, Tabak, Kokain, Heroin, Amphetamine, Ecstasy, Crack oder wenigstens Marihuana unterstellen. Doch danach suchte er eben nicht. Und so gestattete sich Eugene ein gewisses Gefühl der Erleichterung.

Alles hatte mit seiner Entscheidung für eine Art Appetitzügler angefangen. Irgendwie hatte er an Schlankheitpillen gedacht, doch als er zum ersten Mal aus der Portobello Road abbog und dem erleuchteten grünen Kreuz über der Golborne-Apotheke zustrebte, hatte ihm der Sinn weder nach Schlankheitpillen noch nach Appetitzüglern gestanden. Seine Suche galt einem elektrischen Mückentod für den kommenden Sommer. Obwohl es erst Anfang März war, hatte ihn eine sirrende Mücke im Schlafzimmer um seinen Nachtschlaf gebracht. Frustriert hatte er eine geschlagene Viertelstunde mit einem Handtuch um sich geschlagen, ehe er das Biest zerquetschen konnte. Während er den Mückenschutz bezahlte, fiel sein Blick auf eine Reihe zuckerfreier Bonbonpäckchen neben der Ladenkasse. Sie hatten so absurde Namen wie Lemfresh, Strawpink und Chocorange und schmeckten wahrscheinlich scheußlich. Trotzdem pickte er sich ein Päckchen Chocorange heraus und entzifferte das Etikett. Da stand: »Ohne Zucker, gesund, gut zu den Zähnen.« Und: »Jedes Bonbon nur vier Kalorien.« Vielleicht schmeckten diese Dinger doch nicht so übel. Dann würde er eines zwischen Frühstück und Mit-

tagessen lutschen können und eines zwischen Mittagessen und Abendessen, oder auch zwei. Versuchen konnte er es jedenfalls. Die Dinger enthielten keinen Zucker und nur ganz wenig Kalorien.

Er nahm zwei Päckchen, ein Chocorange und ein Strawpink. Es war sechzehn Uhr, und langsam knurrte sein Magen. Es war wie bei allen neumodischen Behältern: Das Chocorange-Päckchen ließ sich nur mühsam öffnen, aber schließlich hatte er es geschafft. Es enthielt ungefähr ein Dutzend dunkelbraune Pastillen. Vorsichtig steckte sich Eugene eine in den Mund. Das schmeckte überraschend gut. Voller Schokoladengeschmack mit säuerlicher Zitronennote. Wirklich köstlich. Und kein bitterer Nachgeschmack wie sonst bei anderen Zuckerersatzstoffen. Zur Bestätigung seines Urteils nahm er noch ein Bonbon, diesmal ein Strawpink. Ganz ordentlich, schmeckte echt nach Erdbeeren, aber ein bisschen langweilig. Kein Vergleich mit Chocorange.

Und wenn er nun immer ein paar in der Tasche hätte? Wäre nicht schlecht, oder? Dann könnte er ein, zwei Bonbons lutschen, anstatt herumzunaschen. Der Preis machte ihm kein Kopfzerbrechen. Diese Bonbons waren so billig, die konnte sich jeder leisten. Fünfundsiebzig Pence pro Packung. Außerdem wusste er, wo er Nachschub bekam. Bis zur Golborne Road waren es von seinem Haus zu Fuß gerade mal zehn Minuten. Anscheinend hatte er die Lösung gefunden. Keine innere Stimme sagte: »Lass die Finger davon.« Da meldete sich kein leiser warnender Gedanke und erinnerte ihn an die Zigaretten, deren Konsum er von fünf auf vierzig pro Tag gesteigert hatte, oder an den Alkohol. Mit zwei Gläsern Wein hatte alles angefangen, bis er bei einer Flasche Wodka und einer Flasche Wein täglich gelan-



det war. Inzwischen hatte er das mühsam wieder auf zwei Gläser reduziert. Und jetzt Chocorange: Entweder war keine Warnung ertönt, oder sie war ungehört verhallt.

Auf dem Heimweg von der Apotheke tauchte eine Frage auf: Sollte er Ella seinen Chocorange-Konsum beichten? Selbstverständlich. Das war ein Muss. Sie würde froh sein, dass er eine so einfache Lösung gefunden hatte. Andererseits – vielleicht würde er es ihr auch *nicht* erzählen. Schließlich war sie Ärztin und betonte häufig, wie sehr sie gegen Zusatzstoffe, Substanzen mit E-Nummern und sämtliche nicht ausreichend getesteten chemischen Stoffe war, die sich heutzutage in die Lebensmittel eingeschlichen hatten. Auf dem Chocorange-Päckchen prangte eine erschreckende Liste künstlicher Stoffe. Vielleicht würde sie versuchen, es ihm auszureden, und ihm erklären, ein dickerer Bauch sei gesünder, als den Körper mit Müll vollzustopfen.

»Wir reden hier nicht von Fettleibigkeit«, hatte sie tags zuvor bei anderer Gelegenheit gemeint. »Leichtes Übergewicht wird dir nicht schaden.« Schließlich hatte sie selbst etwas Übergewicht, doch er liebte sie so, wie sie war.

Trotzdem sollte der Chocorange-Verbrauch sein Geheimnis bleiben. Schließlich neigte er nun mal zur Geheimniskrämerei.

Seit jenem Tag waren sechs Wochen vergangen. Damals war fast dasselbe Wetter gewesen, schön und sonnig, nur dass es heute heißer war als normalerweise im April. Aber das lag natürlich an der Erderwärmung. Es fiel schwer, sich nicht über die Nebeneffekte zu freuen, über die Wärme und die vielen Sonnentage. Normalerweise waren die Bäume erst drei Wochen später so dicht belaubt. Die Kirschblüte

war schon vorbei, und der Flieder stand in voller Pracht. In diesem westlichen Teil Londons ähnelten die Gärten den übertriebenen Abbildungen in einem Pflanzenkatalog: reihenweise zartrosa und weiße Blumen über lila- und rosafarbenen Blütenkissen, umrahmt von hängenden gelbgrünen oder satt dunkelgrünen Zweigen. Sechs Wochen. In diesen Wochen hatte er ziemlich viele Chocorange-Päckchen vernichtet. Jetzt wollte er seine Vorräte wieder auffüllen. Während dieser Zeit hatte er auch abgenommen.

Inzwischen war er jeden Samstag auf Einkaufstour und kannte dabei nur ein Ziel: Apotheken. Eine kam gerade in Sichtweite, mitten zwischen anderen Geschäften auf der gegenüberliegenden Seite von Notting Hill Gate. Er brachte es nicht über sich, dort vorbeizuschauen. Sein letzter Besuch lag gerade mal eine Woche zurück. Innerhalb dieser kurzen Frist würde sich der Apotheker mit Sicherheit noch an den Einkauf erinnern und, was noch schlimmer wäre, irgendwelche Bemerkungen machen. Zum Beispiel: »Diese Dinger schmecken Ihnen wirklich, stimmt's?« Der schrecklichste und beschämendste Kommentar wäre allerdings: »Sie brauchen unbedingt Ihre Dröhnung, nicht wahr?« Denn das kam der Wahrheit am nächsten.

Eugene spazierte die Kensington Church Street hinunter, wo es keine Apotheken gab, sondern nur Antiquitätenhändler, Galerien und Spezialgeschäfte für Barockmöbel. Als er dabei an der »Kunstgalerie Eugene Wren« vorbeikam, wandte er den Kopf ab und tat so, als gäbe es keinen faszinierenderen Anblick als den jungen Mann auf der anderen Straßenseite, der soeben hinter einem riesigen Blumenstrauß aus dem Blumenladen trat. Dieses Benehmen war genauso typisch für Eugenes Wesen wie der Wunsch, von Seiten der Apotheker keine Kommentare zu seinem

Verhalten hören zu müssen. Nein, er zweifelte nicht daran, dass in seinem Geschäft alles in Ordnung war, er wollte einfach nur unbeobachtet seiner samstäglichen Beschäftigung nachgehen. Auf die in seiner Abwesenheit zuständige Dorinda Clements war voll und ganz Verlass. Manchmal witzelte er gegenüber geschätzten Kunden, sie sei »der Inbegriff einer guten Geschäftsführerin«, der er mehr traue als sich selbst. Trotzdem wollte er nicht, dass sie Einblick in seine Privatangelegenheiten erhielt.

Nur die Drogeriemarktkette Elixir hatte das von ihm Gesuchte ständig auf Lager. Ihre Läden waren sein Rettungsanker, auf den er sich, wie auf Dorinda, blind verlassen konnte. Leider verkauften auch dort Menschen mit Augen und einem Gedächtnis. Auch sie waren imstande, Bemerkungen zu seinen häufigen Besuchen zu machen. Wie schön wäre es gewesen, wenn man seine ganzen Einkäufe ohne die Hilfe anderer hätte erledigen können! Wie schon in einigen Supermärkten würde man einfach seine Kreditkarte in ein Gerät stecken, verschiedene Nummern eintippen und – schwuppdwupp! – schon hätte man seine Waren bezahlt, ohne seine Geheimnisse preiszugeben. So aber war es wohl besser, heute nicht zu Elixir zu gehen, obwohl er die von ihm am häufigsten besuchte Filiale bereits weiter vorn in der Kensington High Street sehen konnte.

Chocorange hatte seinen Zweck prächtig erfüllt, genau wie er es sich vorgestellt hatte. Es wirkte wie ein kleiner Pausensnack, stillte seinen Hunger und hinderte ihn am Naschen. Das Ergebnis: Die zwei zusätzlichen Pfund waren schon weg, und danach hatte er noch eines abgenommen. Diese Bonbons hatten höchstens einen einzigen, paradoxen Nachteil. Sie schmeckten viel zu gut. Eugene hatte nie kapiert, wie eine harmlose künstliche Süßig-

keit so gut schmecken konnte. Und so kam es, dass er vormittags meistens drei bis vier Bonbons verzehrte, anstatt eines oder zwei, wie geplant. Und wenn er am späten Nachmittag damit anfang, konnte er sich kaum noch bremsen. Manchmal hatte er, wenn er um achtzehn Uhr nach Hause kam, seit fünfzehn Uhr bereits ein halbes Päckchen vertilgt. Trotzdem funktionierte sein Plan, und das war die Hauptsache. Leider führten nicht alle Apotheken diese Marke, und wenn doch, dann war sie häufig ausverkauft.

Er würde es weiter weg versuchen, in einem Laden Richtung Knightsbridge. Es handelte sich um das kleine Geschäft eines korpulenten Asiaten mit kühlem Benehmen, was Eugene gerade recht war. Er ging hinein und schnappte sich zwei Päckchen Taschentücher und eine Tube Zahnpasta. Erst danach wanderte sein Blick zu den Regalen rund um die Kasse hinauf, wo Mr. Prasad thronte. Das braunorange Label auf den kleinen Päckchen stach Eugene immer vor allen anderen Farben ins Auge, und auch wenn es fehlte, merkte er es sofort. Alle anderen Farben existierten für ihn in dieser Situation gar nicht. An der Kasse leuchtete es rosarot und grün, also Erdbeergeschmack und Minze, aber kein einziges Päckchen Chocorange. Mr. Prasad war ausverkauft. Eigentlich hätte sich Eugene eingestehen können, dass daran hauptsächlich seine eigenen Hamsterkäufe schuld waren, aber das tat er nicht. Schließlich neigten die Bewohner dieses westlichen Teils von London nicht dazu, ihre Freizeit mit der Jagd nach zuckerfreien Süßigkeiten zu verbringen, auch wenn sie mit den unterschiedlichsten Suchtvarianten durchaus vertraut waren.

Während Eugene seine Taschentücher und seine Zahnpasta bezahlte, meinte Mr. Prasad: »Gegen Ende der Wo-

che gibt es wieder Ihre Lieblingsbonbons.« Es klang sarkastisch.

Diese Verbalattacke kam völlig unerwartet. Eugene lief knallrot an und murmelte: »Äh, ja, danke.«

»Soll ich beim nächsten Mal die doppelte Menge bestellen?«

»Ach nein, vielen Dank. Wirklich, das ist nicht nötig.«

Obwohl er am liebsten geflohen wäre, zwang er sich dazu, aus dem Laden zu schlendern. Dieses Geschäft würde er nie wieder betreten, das verstand sich von selbst. Damit war die Zahl der möglichen Verkaufsstellen für Chocorange auf zehn geschrumpft. Andererseits – warum hatte er dem Mann nicht in die Augen schauen können? Hätte er nicht mit einem kleinen Lachen sagen können, ja, er würde sich freuen, wenn er ein paar Päckchen zusätzlich bestellen könnte? Mr. Prasad wisse ja sicher, dass er nach diesen Dingen mehr oder weniger süchtig sei. Haha. Das Zeug schmecke so lecker. Warum brachte er solche Sätze nicht heraus? Er bezweifelte, dass ihm ein Wort wie »lecker« tatsächlich über die Lippen kam. Genauso wenig brachte er »Toilette« oder »abartig« heraus.

Allmählich dämmerte es ihm, dass er seine Suche ausdehnen musste, vielleicht auf die weiter draußen gelegenen Vororte. Natürlich trat das ein, was in solchen Situationen immer passiert: Eugene verspürte ein unstillbares Verlangen nach Chocorange, nach der glatten ovalen Form dieser Pastillen mit dem vollen Geschmack nach cremiger Milkschokolade und dem bittersüßen Zitronenaroma. Jetzt gab es nur noch ein Ziel – Elixir. Hier war Chocorange immer reichlich vorrätig. Wie beruhigend! Das letzte Mal hatte er eine Filiale in der Marylebone High Street besucht und zuvor eine in der New Oxford Street. Die Filiale im

Bahnhof Paddington hatte er mit Sicherheit schon vierzehn Tage nicht mehr aufgesucht. Für heute war er genug zu Fuß gegangen. Eugene hielt ein Taxi an.

Er ließ sich von dem Taxifahrer nicht zum Bahnhof Paddington bringen, jedenfalls nicht zu der überdachten Auffahrt vor dem Haupteingang, wo Isambard Kingdom Brunel, der Erbauer der Great Western Eisenbahnlinie, auf seinem Marmorsockel sitzt. Das hätte den Fahrer nur zu Fragen gereizt wie zum Beispiel: Wann würde sein Zug abfahren? Wo solle es denn hingehen? Nein, es war besser, den Mann zu bitten, ihn in einer der Straßen abzusetzen, die von Sussex Gardens zur Praed Street führten. Von dort aus würde er selbst den Weg zum Bahnhof finden. Vergeblich versuchte er, sich an Straßennamen zu erinnern, aber es fiel ihm nur die Spring Street ein. Die würde auch gehen.

Wie immer stach ihm zuallererst das beleuchtete grüne Kreuz ins Auge, das typische Zeichen für Apotheken. Tatsächlich lag in der Mitte der kleinen Spring Street, zwischen einer Bank und einem Immobilienmakler, eine kleine Apotheke wie die von Mr. Prasad. Eugene verspürte Regungen, wie sie die meisten Leute mit dem Anblick eines geliebten Menschen verbinden: Atemlosigkeit und Herzklopfen. Früher hatte er so etwas erlebt, sobald er Ella erblickte; jetzt genügte schon ein Lieferant für zuckerfreie Süßigkeiten. In solchen Kategorien solltest du dabei gar nicht denken, schalt er sich. Sei nicht albern. Diesmal handelte es sich um eine Apothekerin, die ebenfalls aus dem Fernen Osten kam und einen Sari trug. Sie war wunderschön und die Ruhe selbst und hielt den Blick gesenkt. Aber Eugene hatte keine Augen für die Frau. Kaum hatte er den Laden betreten, wollten scheinbar ganze Berge von Chocorange seine Aufmerksamkeit erregen. Sie sprangen in ihrer leuchtend orange-brau-

nen Verpackung förmlich auf ihn zu und bettelten um seine Blicke. Diese Schatzhöhle musste er unbedingt als Nummer elf in seine Liste aufnehmen und Prasads Pillenladen ein für alle Mal streichen. Diesmal machte er sich nicht die Mühe, seinen Vorrat an Taschentüchern und Zahnpasta weiter aufzustocken, sondern ging direkt zur Kasse, nahm drei Päckchen Chocorange heraus und legte sie der Ladeninhaberin vor. Mit einem höflichen Lächeln ohne jeden Hintergedanken oder irgendeinen Zynismus tippte sie den Betrag von zwei Pfund fünffundzwanzig in die Kasse ein.

Jetzt war Eugene für seine übrigen Einkäufe frei und fuhr mit einem Bus wieder nach Notting Hill zurück, wo er die Zutaten für das Essen besorgte, das er heute Abend für Ella kochen wollte. Den Umschlag von vorher ließ er in eine der Einkaufsstüten fallen. Gedankenverloren spazierte er mit den beiden ziemlich schweren Tüten heim und lutschte dabei sein zweites vormittägliches Chocorange. Wäre heute Abend ein guter Zeitpunkt, um Ella einen Heiratsantrag zu machen? Oder wäre es vielleicht besser, diesen Schritt noch ein bis zwei Wochen hinauszuschieben? Schließlich funktionierte ihr derzeitiges Arrangement aufs Angenehmste. Statt der üblichen Probleme, die sich einstellen, wenn man gemeinsam unter einem Dach wohnt, genossen sie zwei- bis dreimal pro Woche wunderbaren Sex. Während er diesen Gedanken nachhing, redete er sich ein, dass alle Männer so tickten. Er liebte Ella. Sie war zwar nicht die einzige Liebe seines Lebens, aber seine größte. Eine Trennung von ihr konnte er sich kaum vorstellen.

Trotzdem war er ein Geheimniskrämer. Sollte ein Mensch, der seine Privatsphäre so sehr schätzte, überhaupt heiraten? Andererseits lebte er nun schon drei Jahre mit Ella mehr



Ruth Rendell

**Des Finders Lohn**

Kriminalroman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37981-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2014

Entdecken Sie mit der Queen of Crime die düstere Seite von Notting Hill ...

An einem strahlenden Londoner Frühlingmorgen stolpert der Kunsthändler Eugene Wren auf der Portobello Road über einen prall mit Geldscheinen gefüllten Umschlag. Anstatt den Fund der Polizei zu melden, begibt er sich selbst auf die Suche nach dem rechtmäßigen Besitzer. Eugene ahnt nichts von den Konsequenzen, die seine Entscheidung haben wird. Denn als zwei völlig unterschiedliche Männer, die sich beide als Eigentümer des Geldes ausgeben, in sein Leben treten – und in das seiner Verlobten Ella –, ist plötzlich nichts mehr wie zuvor ...